

Sächsische Volkszeitung

erschint täglich nachm. mit Ausnahme der S. und F. Feiertage.
Verlag: Sächsische Volkszeitung, Leipzig, Postfach 100.
Abonnementspreis: 12 Mark für ein Jahr, 4 Mark für ein Semester.
Einzelpreis: 10 Pfennig.

Unabhängiges Tageblatt für Wahrheit, Recht u. Freiheit.

Druckerei: Sächsische Volkszeitung, Leipzig, Postfach 100.
Verlag: Sächsische Volkszeitung, Leipzig, Postfach 100.
Einzelpreis: 10 Pfennig.

„Zwischen Scylla und Charybdis.“

Die große Trockenheit scheint einen recht nachteiligen Einfluß auf manche Artikelreiber auszuüben. Die sonst so lustig sprudelnde Fantastik in ihren Köpfen versiecht allmählich und die in den zurückgebliebenen Tümpeln mühsam nach Wasser Schnappenden bemooften Karven sind kaum eine lohnende Speise für die hungrigen Zeitungsleser, weil sie zu sehr nach Schlamm duften. Ein im „Leipziger Tageblatt“ am Montag unter der obigen Aufschrift erschienener Artikel macht diesem Zustande alle Ehre. Wenn man auch in den Hundstagen etwas milder urteilt, weil während dieser Zeit so mancher zurückgelegte Artikel längst vergangener Tage aus dem Papierkorb wieder hervorgeholt wird, um mit etwas akuterem Ragout vorbereitet, dem geehrten, teilweise in der Sommerfrische weilenden Leserkreis vorgelegt zu werden, so können wir uns doch nicht entschließen, diesen vorliegenden Artikel zu ignorieren, denn der Inhalt ist zu bezeichnend für die ungesunde Luft, welche in liberalen Parteikreisen und im Evangelischen Bunde herrscht.

Der genannte Artikel beginnt:

„Was ist schlimmer: Nam oder der Antinam? Soll man es vorziehen, von der gefährlichen Scylla der Sozialdemokratie verwehrt oder in den abgründigen Strudel des Ultramontanismus gezogen zu werden? Der kluge Leser wird darauf gleichmäßig antworten, daß er weder das eine noch das andere erblickt, sondern auf den gebahnten Strahlen des modernen Kulturstaates zu bleiben gedenkt.“

Sodann führt der Kritiker den Grafen v. Bismarck an, den Führer des Evangelischen Bundes, als Gewährsmann an, der in einem Briefe an einen konservativen Freund die Frage dahin beantwortet hat, daß die „ultramontane Gefahr weit größer ercheine als die sozialdemokratische, zumal kein Kampf unter Völkern und selbst unter Benossen eines Volkes, wenn er erst einmal zur lodernen Flamme geworden sei, tiefere und unheilbarere Wunden schlägt, als der, den der religiöse Fanatismus angefaßt habe.“

„Also“ so fragt das „Leipz. Tagebl.“ weiter, „soll der Kampf gegen Nam voranzutreiben? Graf Bismarck mußte eigentlich aus seinen Krämpfen den Schlaf suchen. Aber er tut es nicht und nicht; vielmehr meint er nur, daß die sozialdemokratische Bewegung den Kampf gegen den Ultramontanismus nicht aufhalten, daß die Bekämpfung des Unkrautes nicht zurückzuführen dürfe. Hier haben wir also doch wieder die Zweifelsfrage, weshalb der Verfasser seinen Zweifel läßt, daß er die größere Gefahr beim Ultramontanismus findet.“

Nach nun kommt der Kritiker mit Frankreich. Was macht man dort? Baldock-Roussau sagte alle Gegner der katholischen Kirche zu einem Nod zusammen. Um die Sozialisten dafür zu gewinnen, wurde der Sozialist Millerand zum Minister gemacht.

„Das Experiment“ fährt das Blatt fort, „ist gefährlich; an allerlei Verhandlungen hat es innerhalb und außerhalb Frankreichs nicht gefehlt; aber es gelang. Einige soziale Reformen, die Millerand durchsetzte, haben den Gegenwert nicht umgehört, sondern eher gefördert, wohl aber konnte man mit aller Energie in breiter Front der Kampf gegen den Ultramontanismus aufgenommen werden. Mit welchem Erfolge auch über das Ministerium Baldock-Roussau hinaus, das hat die Geschichte der letzten fünf Jahre in

Frankreich bewiesen. Wie es später kommen wird, das kann man ja nicht wissen; aber heute muß man sagen, daß in Frankreich der Ultramontanismus am Boden liegt.“

Nun kommt die Anwendung für Deutschland. Das Anecdöthen, worin erzählt wird, der deutsche Kaiser habe an den Rand eines Altentafels in bezug auf Millerand die Worte geschrieben: „Ja, wenn wir den hätten!“ wird neuerdings aufgetischt und mit einem tüchtigen Zeigler aus liberaler Brust breitet: „wir“ haben leider keinen Millerand. Wäre nicht Herr v. Volkmar geeignet? Was, dieser Mensch! ruft das Blatt aus, welcher „sein größeres Ziel kennt, als den Liberalismus vollends zu erwürgen“, und zwar im Grunde mit dem Zentrum? Mit Entrüstung weist das „Leipz. Tagebl.“ diesen Mann von sich, dem „wo rote und schwarze Demagogie sich verbündet, da ist eine Politik des gesunden Fortschritts aufs äusserste erschwert.“ Ja, wenn sich die rote mit der blauen (liberalen) Demagogie verbündet, so wäre die Sache anders; da wird die rote Drachensaat zum höchsten Kulturfortschritt!

Das „V. L.“ jammert zum Schluß, daß „im Deutschen Reich eine solche zielbewusste Energie und der große Jugelsicht, welcher allein im Stande sei, eine geschlossene Phalanx an Regierungstruppen zu schaffen.“ So werde denn bald rechts, bald links lauriert, wie gerade der Wind weht. Daß damit die Gefahr wachse, den beiden Neerungsbauern zu verfallen, liege auf der Hand. Nur eine Politik ehrlicher Reformen könne Rettung schaffen. Vielleicht leben dann auch, wenn nicht die sozialdemokratischen Führer, so doch die heute von der Sozialdemokratie geängeltten Volksmassen ein, daß sie ihre eigene Sache führen, wenn sie gegen den Ultramontanismus sich mit dem Bürgerturne in Reich und Glied stellen.“

Der Pseudonym sieht aus dem ganzen Artikel deutlich heraus. Die Sozialdemokratie wird angefordert, sich mit dem liberalen Bürgerturne gegen den Ultramontanismus in Reich und Glied zu stellen. So soll der Ultramontanismus wieder regierungsfähig gemacht werden und „am Dank hierfür bietet das „Leipz. Tagebl.“ der Sozialdemokratie einen Ministerposten an. Auf alle Fälle wäre der Handelsminister in den Händen eines Sozialdemokraten am besten gebergen. Der Rauscherliberalismus und die Sozialdemokratie sind ja Kameraderen!

So lautet das Rezept des „Leipziger Tageblattes“. Die Lüge sind leicht bekannt; die Waage erdicht seit den letzten Wahlen wiederholt auf der liberalen Dreiergel. Für die Liberalen ist in der Tat die Gefahr nicht gering, wenn ihr Parteischifflein zwischen Scylla und Charybdis dahinfährt. Die Erfahrung zeigt, daß besonders in den gebildeten Kreisen die Zerschlagung aus den liberalen Lehren gern gezeuget wird; Tausende verließen bereits das sinkende Schiff und wurden von der „hundertfachen“ roten Charybdis verschlungen. Das „Leipz. Tagebl.“ hält das Schicksal dieser freiwillig für ehrenvoller, als von dem schwarzen „Ungeheuer“ Scylla aufgetrieben zu werden.

Der Graf v. Bismarck schildert uns dieses Ungeheuer Ultramontanismus. Als Werkzeuge desselben nennt

er, daß es tiefe und unheilbare Wunden schlägt; es schlägt den „religiösen Fanatismus“ zur lodernen Flamme an. Eine solche Partei ist in der Tat nicht „haatserhaltend“, ebenso wenig wie die Sozialdemokratie; man darf ihr nicht die Mittel verweigern helfen, welche sie gegen den staatlichen Verband, gegen das Kaiserturn in geeigneten Zeitpunkt gebrauchen würde. So meint der Vorherrscher des Evangelischen Bundes.

Der Herr Graf hat recht, nur hat er die Namwendung zu machen vergessen. Wo ist denn jene Partei, welche seit Jahren in unangesehener Agitation den Fanatismus in das deutsche Volk hineinträgt? Wo werden in Wort und Schrift die beiden Konfessionen in gewissenloser Weise gegen einander gehetzt? Wer sucht selbst ein Bündnis mit der roten Umfuzpartei, mit der Todfeindin des Ultramontanismus und der Gesellschaftsordnung? — Es ist der Liberalismus, mit dessen Programm der Herr Graf liebäugelt, und der Evangelische Bund, dessen Vorherrscher er ist. Er dagegen wird behaupten, daß der Ultramontanismus jene Partei sei, die er „Ultramontanismus“ nennt. Prüfen wir! In den Versammlungen katholischer Vereine wird die protestantische Kirche und ihre Einrichtungen nirgends verhöhnt und bespottet, und das religiöse Gefühl der einzelnen Protestanten geschont. In den Versammlungen des Evangelischen Bundes und seiner Presse ist die schärfste Kritik der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen ein ständiger Verhandlungsgegenstand, eine Kritik, welche weit über die Grenze der Wahrheit und Erlaubtheit hinausgeht und für jeden Katholiken schwer verletzende Angriffe bildet. Die 70. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Köln im vorigen Jahr konnte mit berechtigtem Stolz und unvorderproben von allen ihren Vorgängerinnen sagen, daß die Geißel Andersgläubiger auf einer derartigen nie verlegt werden seien. Wo kam eine Jahresversammlung des Evangelischen Bundes das Gleiche von sich behaupten? Das Hineintragen des Fanatismus in die Reihen der Protestanten ist augenscheinlich ein Zweck derselben.

Was versteht Herr Graf v. Bismarck unter „ultramontaner Gefahr“? Das „Gefahren des religiösen Fanatismus“. Wer entfacht ihn? Der Evangelische Bund, dessen Vorherrscher er ist! Die Gefahr des „Ultramontanismus“ besteht also nicht in den Reihen der vom Zentrum geleiteten Katholiken, sondern in den Reihen der von Bundespräsidenten in die Reihen der evangelischen Mitglieder. Von „Ultramontanismus“ mit dem trivialen Ausdruck „Faschensherrschafft“ als gleichbedeutend zu halten, wenn Graf v. Bismarck es mit seinem Schutze des Staates vor der konfessionellen Verheerung erblich meint, dann kämpfe er diese Gefahr, auch wenn sie aus den Reihen seiner eigenen Glaubensgenossen den Überfall erbeutet und wenn protestantische Geißeln den Fanatismus predigen, anstatt Männer des Friedens zu sein. Er und auch das „Leipziger Tageblatt“ könnten viel beitragen, daß man der Dreda des religiösen Fanatismus, wo sie aus den Reihen der Predigerhand leuchtend wird, die Hände abschneidet

Frankreichs Sündenregister.

Kaiser War I. sagte von den Franzosen: sie singen höher als die Noten lauten, sie lesen anders als geschriebene nicht, sie reden anders als ihnen uns Herz ist. Diese Charakteristik der Franzosen läßt eine mehrfache Deutung zu: Sie stimmt genau auf das Verhalten des heutigen Frankreich, das im eigenen Lande die wilde Kulturkampfborgie aufzuffert, aber zugleich mit ebt gallischer Annäherung bei der Papstwahl eine besondere Berücksichtigung forderte und das Protektorat über die katholischen Missionen im Orient in Anspruch nimmt.

Von welchem Größenmaß nach dieser Hinsicht die offiziellen Kreise Frankreichs erfüllt sind, zeigt die Aeußerung in der Grande Encyclopédie Artikel Protection catholique, wo es heißt:

„Die Religionen der fremden Nationen können nicht das geringste Geschäft vollziehen, kaufen, verkaufen, irgend welchen Zivilakt machen ohne unsere Genehmigung; sie sind lediglich unter unserer Hand. . . Italien und Deutschland machen große Anstrengungen, um die katholischen Missionen ihrer Nationalität unter ihre Protection zu bringen und sie zu bestimmen, sich den Verpflichtungen zu entziehen, welche sie gegen uns haben.“

Wenn, nebenbei bemerkt, der bekannte Abbe Stammgier für dieses Protektorat Frankreichs dessen großen Anteil an der Missionsarbeit geltend macht, so ist das angesichts des Umstandes, daß Frankreich nur zwei Fünftel der Missionsarbeit leistet, eine „Stammgiererei“, die, wie manches andere, eine ernstliche Widerlegung nicht verdient.

Nur Erörterung der französischen Ansprüche liefert ein reiches geschichtliches Material das eben erschienene Buch eines katholischen Historikers: „Frankreichs Verhängnisse an Kirche und Christenheit“. Von Franko-Germannus, München (Katholische Verlagsbuchhandlung) 1904. Bei der Lesart dieses Buches kommt einem unwillkürlich der Gedanke, daß die Kirchengeschichte Frankreichs auf eine fortgesetzte Expropriation der Kirche binanzläuft. Es ist ein großes Sündenregister der französischen Politik, das hier aufgerollt wird, eine Leporellothe, auf der auch die Vergehen und die Witschuld des Merus von Frankreich verzeichnet stehen, so daß man die heutige Pödrückung und Verhöhnung der Kirche in Frankreich betrachten kann, als eine Rache, welche die der

Weltgeschichte innewohnende Gerechtigkeit verbüßt hat und vollzieht.

Wie ein toter Aden peht sich durch die ganze Kirchengeschichte das Verbrechen, der „allerdrücklichsten Nation“, der „ältesten Tochter der Kirche“ ob ihres einmüchtigen Erbnechtsrechtes vom Papsttum besondere Privilegien zu verlangen, Privilegien, welche erst ein halbes Zeitalter bedenkten, auf Schaffung einer französischen Nationalkirche zielen und den Papst schließlich zu einem französischen Souverän, welcher ein geringes Wertung in den Händen der tragischen Politik sein soll, herabwürdigend wollen.

Frankreichs Chauvinismus beginnt die Verdienste Frankreichs anzuzählen mit den Verdiensten eines Eblodwig, der Pippen und Karls des Großen und Ludwig des Frommen. Mit Recht weist Franko-Germannus diese Darstellung als ungeschichtlich zurück, da alle die genannten Herrscher sich als nichts weniger fühlten, denn als gallorömische, latinisierte Franken.

Zobald aber das ehechtliche französische Staatswesen sich herauszubilden beginnt, beginnt auch das Verbrechen nach einer Sonderstellung in der Kirche. Es wird das Streben der Könige auf die Ernennung der Bischöfe den großen Einfluß zu gewinnen, um die so Erhaltenen stets als willfährige Regierungsorganen wie Puppen leiten zu können. Der Geist, der später in der pragmatischen Sanction vom 7. Juli 1438 sich geltend macht, und in der Deklaration des französischen Merus vom 19. März 1682 Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der geistlichen, Subordination des Klerus über den Papst, Unantastbarkeit der gallischen Gewohnheiten, in selbst Einschränkung der geistlichen Autorität des Papstes fordert, kurz was man gemeinlich als Gallicanismus bezeichnet, ist es, der schon sehr früh sich geltend macht und seinen Höhepunkt erreicht, als der französische Merus, ablenket von dem Wauz des Zementation Lud wig XIV. trotz aller Gegenarbeit der Päpste von dem königlichen Abolitionismus sich das Rückgrat brechen läßt.

Die schwerste Schuld aber hat Frankreich und der „allerdrücklichsten Nation“ auf sich geladen durch die Wegführung des Papstturns von Rom nach Avignon und die Festhaltung dortselbst für 70 Jahre, eine Periode, welche die Zeitgenossen als die zweite babylonische Gefangenschaft gebrandmarkt haben. Denn die miltliche Lage, in welche das Papstturn da durch geriet, die Finanzoperationen, zu denen es genötigt war, führten zu einer Korruption und in deren Gefolge zu

einer Wüstung des Papstturns und der Religion überhand, welche vollende durch das kirchliche Ediktum der abendländischen Kirche in der Zeit von 1378 bis 1417, wie denn ein Wert des verewilligten, nach Frankreich sich zu richtenden und von dort angesetzten Kardinalkollegiums, der Wurzelboden für den großen Abfall im 16. Jahrhundert geworden ist.

In ihrer ganzen Gewissenlosigkeit enthielt sich die französische Politik in ihrer Verbrüderung mit den Türken, während die Kirche in der richtigen Erkenntnis der großen Gefahr, welche dem Christentum und der ganzen abendländischen Kultur vom Halbmond drohte, alles anboten, um der Gefahr zu begegnen, war es die französische Politik, welche mit dem Islam sich verbrüderete, von Franz I. bis Ludwig XIV., während all der Zeit, da Westeuropa vor den Türkenkriegen litterte. Nicht bloß Unterwürigkeit an Geld und Waffen war es, was Frankreichs „allerdrücklichste Nation“ den Großtürken lieherten. Die „allerdrücklichste Nation“, hat ein Geschichtsschreiber des osmanischen Reichs, „habe den abnehmenden Rand mit ihrem Vicht, nämlich dem Glanz des Goldes, wieder belebt.“ Wenden auch direkte Unterwürigkeit durch kriegerische Unternehmungen, insofern, als französische Kreuzzüge die Macht der Türken in ihrem Fortschreiten gegen die Türken schwächten.

Zollen wir nach erzählen, wie Ludwig XIV. um seinen Kardinal Richelieu die relative Zerstörung Deutschlands anforderte und genötigt hat?

Es ist ein düsteres Bild, welches das Buch von Franko-Germannus vor unseren Augen entrollt: Die „älteste Tochter der Kirche“ als die verführte Selbstmät, immer nur auf den eigenen Vorteil bedacht und jederzeit bereit, diesem die Kirche zu opfern, schändlicher Handlung für all die zahllosen Wohlthaten, mit denen die Kirche Frankreich überhäufte; hat doch mehr als ein Träger der Tiera die „grande nation“ als das verführte Viechtinastind der Kirche behandelt.

Unter solchen Umständen steht man der Frage der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich mit etwas anderen Gefühlen gegenüber; lieber eine Trennung, durch welche die Kirche wenigstens die ihr notwendige Bewegungsfreiheit bekommt als eine Verbindung, in der ihr die Röhre achst, aber die Hände gebunden und sie in den Armen des Abolitionismus erstickt wird.